

# „Stern der Neger“



**Katholische Missions-Zeitschrift**  
**der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.**

Organ des Marien-Vereines für Afrika.

Der Heilige Vater Papp Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohlthätern den apostolischen Segen erteilt.

Mit Empfehlung vieler hochwürdigster Bischöfe.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K — 2 Mk. — 8 Franken

## Inhaltsverzeichnis:

Vom Sudan nach Oesterreich zur Kriegszeit. 2. — Was sich die Neger erzählen. 6. — Der Negerflabe. 10. — Nächstenliebe eines Neubekehrten. 12. — Eine späte Taufe und ein schöner Tod. 13. Die bittenden Negerkinder. 14. — Ein glaubensstarkes Weib. 15. — Der weiße Richter. 16. — Die Söhne des Mondes. 17.

**Abbildungen:** Der Löwe liegt vor dem Grabe eines Missionärs. 7. — Die Leibwache eines Negerkönigs. 15. — Ein Sklave, ein reicher und ein armer Mann aus Marokko (Nordafrika).

## Gebetserhörungen und -empfehlungen:

Eine treue Sternabonnettin bittet recht inständig ihrer am Altare des heiligsten Herzens zu gedenken in mannigfachen Anliegen. Veröffentlichung versprochen.

Ein anderer Abonnetter ersucht, es allen Sternlesern kundzutun, daß die liebe Rosenkranz-

königin ihm in verschiedenen Bedürfnissen geholfen hat.

Dem Memento werden empfohlen: Furth, Hwd. P. Schmidt, O. S. B.; Olmütz: Se. Eminenz Kardinal Bauer; Urfahr, Frau Marie Greiner; Wien, k. k. Major i. R. Ernst Edl. v. Urbas.

## Sabenverzeichnis (bis 15. November 1915).

In Kronen.

**Opferstod:** Ansfelden, N. N. 40.—; Brixen, N. G. 800.—; Benef. F. N. 18.—; Bozen, F. L. 2.—; Corvara, N. N. 5.—; Eins, N. P. 2000.—; Erding, F. S. 418; Giffingen, N. B. 100.—; Gries, N. G. 8.—; Immenstadt, N. P. 675.—; Inngolstadt, N. S. 135.—; Lamsbach, P. B. G. 10.—; Lana, F. D. 10.—; Plainfeld, N. N. 50.—; Röhrlis, F. B. 6.—; St. Marcin, N. M. 10.—; St. Pauls, Benef. W. v. B. 3.—; St. Valentin, F. S. 50.—; Teising, F. B. 13.—; Trient, Fb. D. C. C. 2000.—; Trier, F. B. 560; Villanders, Nigger 7.—; Winkl, Coop. F. 3.—; Wängle, Coop. W. 18.—; Weiser, N. A. 3.—; Wendling, M. S. 6.—; W. Matriei, M. S. 1.—.

**Meßtipendien:** Afers, N. N. 240; P. S. 3.—; Mhe-weller C. F. 5467; Ansfeld, N. v. P. 5555; Brixen, N. G. 200.—; F. v. S. 10.—; Fb. D. 550.—; N. N. 2.—; Cöln, Nl. S. M. 1822; Denn, St. N. 1249; Ettlingenweiler, J. N. 3610; Eisenbergeramt,

N. N. 10.—; Hadres, M. B. 6.—; Hochtreisam, F. M. 1215; Immenstadt, N. P. 6750; Immenstadt, N. P. 50.—; Inngolstadt, A. Sch. 162.—; Innsbruck, N. 3.—; Klagenfurt, Dir. J. D. 5760; Mannheim, N. N. 2777; Münstereifel, Sr. C. 10530; Nech, M. B. 1423; Rauchhub, M. S. 50.—; Reichraming, N. S. 2.—; St. Peter, P. Cl. Sod. 1440; Sailauf, Pfr. N. 6615; Schärfling M. S. 8.—; St. Ulrich, S. S. 10.—; Teising, Ven. B. 99353; Vinaders, Pfr. N. 4.—; Wahlen, Pfr. N. 8.—; Wien, C. v. U. 4.—.

**Zur Taufe von Heidenkindern:** Cöln, Nl. St. M. 2970; Josef Georg; Lana, C. 3. 20.— Josef; Teising, F. B. 2835 Georg; 13.—.

**Für Bischof Gener:** Münstereifel, Sr. Const. 675.

**Für hochw. P. Crazzolaro:** St. Cassian, Pfr. 25.—.

**Für hochw. P. Vignato:** Mieming, 100.—.

**Für das Werk des Erlösers:** 50.—.

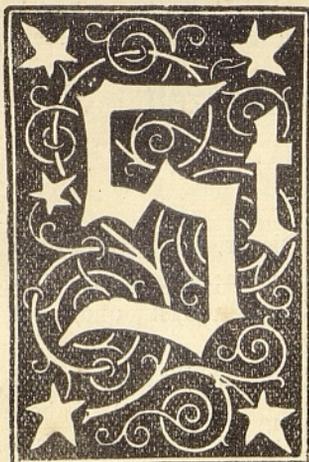
## Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

**Unsere toten Helden und ihr letzter Wille.** Von Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Kottenburg. Erstes bis zehntes Tausend. 120 (32 S.) Freiburg 1915, Herderische Verlagshandlung. 30 Pfennig. — Auf Allerseelen richtet der Bischof an die ganze Nation einen erschütternden Mahnruf, den im Krieg gefallenen Helden die Treue zu halten und ein frommes Andenken zu bewahren. Dann leiht er den Toten selbst das Wort, um in gewaltiger, zu Herzen dringender Sprache ihren letzten Willen kundzugeben und die Ueberlebenden darauf zu verpflichten.

**Der katholische Priester im Weltkrieg** von Doktor F. Chrys. Spann, Professor, 40 S., 160, 24 Heller (20 Pfennig), 50 Stück K 1080 (M. 900.) Verlag Felizian Rauch, Innsbruck. — Schon jetzt regen sich feindliche Kräfte, um nach dem Kriege eine Heze zu entfachen gegen den katholischen Klerus. Aus trüben, unsaubern Duellen schöpfen internationale Geheimbünde, — Freimaurerei und liberales Judentum — Material gegen den Priester. Diesem Treiben bietet Professor Spann schon jetzt ein kräftiges Paroli,

indem er in vorliegendem Schriftchen schildert, was der katholische Geistliche im großen Weltkrieg mitgewirkt und geleistet hat, an der Front und im Lazarett, hinter der Front, als Tröster und Helfer in Elend und Not, als Verfechter der gerechten Sache der Zentralmächte in Wort und Schrift. Das Schriftchen ist eine Apologie auf das Wirken des katholischen Klerus; möge es recht verbreitet werden unter Klerus und Volk, im Lazarett und im Schützengraben.

**Der Rosenkranz im großen Völkerrriege 1914/15** von Karl Jos. Baubenbacher C. Ss. R., 52 S., 160 K — 25 (21 Pf.), 50 Stück K 1125 (M. 950.) Verlag Felizian Rauch, Innsbruck. — Das Gebet ist die geistige Waffe unserer Soldaten. Der katholische Soldat greift vor der Schlacht zu seinem Rosenkranz und empfieht sich dem Schutze der Rosenkranzkönigin. Das vorliegende Büchlein ist ein Preislied des Rosenkranzgebetes für unsere Feldgrauen. Es führt sie ein in die Erhabenheit des heiligen Rosenkranzes und zeigt an zahlreichen Beispielen, Kriegs-



# Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift  
der Söhne des heiligsten Herzens Jesu,  
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika.)

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brixen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K — 2 Mk. — 3 Fr.

Der Heilige Vater Paps! Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt. Für die Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brunn, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien.

Heft 1.

Jänner 1916.

XIX. Jahrgang.

Allen verehrten

## Lesern und Leserinnen des „Stern“

entbieten wir

zum Jahreswechsel die herzlichsten Grüße  
sowie unsere aufrichtigsten Segenswünsche!

Möge Gott der Herr sich würdigen, in gegenwärtiger schwerer  
Kriegszeit besonders freigebig die Beweise seiner Güte und  
Liebe, sowie seines allmächtigen Schutzes euch allen geben,  
die ihr in edler Bundestreue dem Heiland helft, das Reich  
seiner Liebe in den Herzen der armen Heiden zu begründen  
und zu festigen.  
Die Redaktion.

## Vom Sudan nach Österreich zur Kriegszeit.

Eine Reiseschilderung von Br. A. C.

(Fortsetzung.)

Die Stadt Drama zählt etwa 15.000 Einwohner, darunter viele Türken und Juden; gegenwärtig befand sich hier viel griechisches Militär. Unter demselben gibt es nicht wenige Katholiken, Söhne der nahen Inseln. Außer einigen Moscheen gibt es kaum ein ansehnliches Gebäude. Die Straßen sind eng, holperig und schmutzig. Gegen Norden lehnt sich die Stadt an einen mächtig hohen Gebirgszug an.

Ich hatte keine Langweile in Drama. Morgens erging ich mich im herrlichen Juni Sonnenschein in dem offenen, südlichen Gelände. Gegen 9 Uhr fand ich mich mit Herrn v. B. in einem an der Bahnhofstraße gelegenen Kaffeegarten ein, wo die mit dem Konstantinopeler Zuge kommenden Zeitungen gelesen wurden. Mittags ging ich meistens mit der Triestiner Familie in einen der vor der Stadt liegenden Gastgärten; dabei suchte ich immer nach Möglichkeit, dem Hammelfleisch zu entkommen. Bei einem solchen Besuche gab es einmal eine recht ergötliche Szene. Der Triestiner, der im Bereich des Gartens Beete mit hellgrünen Pflänzchen sah, fragte den auftragenden Diener, ob das Salat sei, was dieser anscheinend bejahte. Darauf bestellte der Triestiner eine Portion Salat. Es dauerte nicht lange und der Aufwärter erschien mit einer rohen Gurke. Der Triestiner schickte sie zurück mit dem Bemerkten, er habe Salat bestellt. Nach einiger Zeit erschien eine Schüssel mit Gurkensalat. Der Triestiner, den es nun einmal nach frischem Kopfsalat gelüstete, begann ungeduldig zu werden und führte den Diener zu den Beeten mit den bewußten Pflanzen und sagte ihm, diese wolle er als Salat zubereitet haben. Nun

erklärte ihm der Diener, daß diese Pflanzen junger Tabak seien; jetzt fand unter großen Heiterkeitsausbrüchen auch der Gurkensalat Gnade.

Nachmittags um 3 Uhr fanden wir uns wieder im Kaffeegarten an der Bahnhofstraße ein, um die von Saloniki kommenden Reisenden zu beobachten und dann die von dort eingetroffenen Zeitungen zu lesen, denn auch in Drama folgte man mit gespanntem Interesse den weltbewegenden Ereignissen des Krieges. In diesem Garten machte ich die Bekanntschaft eines jungen griechischen Leutnants der Genietruppe. Er war von seiner Garnison Saloniki abkommandiert, um an der Leitung von Befestigungsarbeiten in der Nähe von Drama teilzunehmen. Sein feingebildetes, höfliches Wesen unterschied ihn sehr zu seinen Gunsten von seinen Kollegen, mit denen er auffallend wenig verkehrte. Er zeigte für Deutschland und Österreich große Achtung, ja Bewunderung. Wie ich von Herrn von B. erfuhr, ist er ein Nachkomme eines dem Bayerlande entstammenden Beamten, der einst in Diensten weiland König Ottos von Griechenland gewesen. Herr v. B. nahm mich und den Triestiner auch zu einem Besuche seines Hauses mit. Es lag weit oben in der am Bergeshang ansteigenden Stadt und hatte einem türkischen Bei gehört. Durch mehrere Vorhöfe, deren altersgraue Steinmauern den Eindruck einer Ritterburg hervorriefen, gelangten wir in einen großen Raum zu ebener Erde, in dem ein Duft schwebte, der eines jeden Rauchers Herz (und Nase) erfreut hätte. Da lag, in große Ballen verpackt, eine bedeutende Menge Tabak von der

letzten Ernte, die Herr von B. selbst auf seinem in der Nähe der Stadt gelegenen Landgut gebaut hatte, und harrte des Verkaufes. Herr von B. klagte über die schlechten Aussichten infolge des Krieges. Der Preis war von 30 auf 16 Franken herabgesunken, zu dem er den Tabak aber nicht los schlagen wollte, sondern auf bessere Zeiten hoffte. Er befürchtete das kriegerische Eingreifen der Balkanstaaten, was ihm nur bedeutende materielle Verluste bringen könnte.

Im Vorraum des oberen Geschosses empfing uns die Hausfrau und führte uns in das behagliche Wohnzimmer mit seinen weichen Teppichen, der reichgetäfelten Holzdecke und zwei Erkerfenstern. Neben Schmuckgegenständen einheimischer Herkunft öffnete in kontrastreicher Eintracht ein holzgeschnitzter Tiroler Nar seine Schwingen über einem gewaltigen deutschen Haussegen. Die Dame des Hauses, die Französisch sprach, bewirtete uns mit Kaffee auf türkische Art.

Herr von B. erzählte vom letzten Balkankrieg und seinen Schrecken und den dabei verübten Grausamkeiten. Auch er versicherte, daß die Türken besser gewirtschaftet hätten als die Griechen. Er meinte, auf dem Balkan brauche es eine starke Hand, die allen Staaten imponiere, und dazu sei Oesterreich-Ungarn geradezu prädestiniert. Das Gespräch kam auch aufs Essen, und die Hausfrau sagte, daß man in Drama sehr gute Fische vom nahen Ägäischen Meere haben könne, daß sie aber gegenwärtig keine esse. Nach dem Grunde befragt, zögerte sie mit der Antwort, was uns erst recht neugierig machte. Schließlich gestand sie, daß, da infolge der Beschießung der Dardanellen im Ägäischen Meer so viele Menschenleichen herumschwimmen, die mit der Strömung ihren Weg bis Kavalla nehmen, ihr jetzt vor dem Genuße von Fischen graue.

Herr von B. beherbergte und verpflegte in seinem gastfreien Hause die oben erwähnten beiden Slowenen, die aus der serbischen Kriegsgefangenschaft entwichen waren, da sie von dem vom Konsulat in Saloniki erhaltenen Reisegeld den sieben-tägigen Quarantäneaufenthalt im teuren Drama nicht hätten bestreiten können. Sie verbrachten den größten Teil des Tages schlafend. In der vorhergehenden Woche hatte Herr von B. drei Böhmen und sieben Ungarn, gleichfalls aus Serbien entflozene Kriegsgefangene, beherbergt und weiterbefördert.

Am dritten Morgen meines Aufenthaltes lief die Quarantänezeit für die Triestiner Familie ab. Ich begleitete sie zum Bahnhof, und unser militärischer Freund, der Genieleutnant, wollte es sich nicht nehmen lassen, ihr zur griechischen Grenzstation das Geleite zu geben. An diesem Tage fanden die allgemeinen Wahlen für das griechische Parlament statt. Es hieß: hie Veniselos, hie Gunaris! Ersterer wurde als Vorkämpfer der Kriegspartei, letzterer als der treue Diener des friedliebenden, deutschfreundlichen Königs Konstantin bezeichnet. Am Nachmittag desselben Tages kam von Saloniki der österreichische Lazaristenprie-ster in Begleitung eines in Konstantinopel ansässigen Deutschen an. Als ein persönlicher Freund des bulgarischen Generalkonsuls in Saloniki hatte er sich von diesem ein Schreiben ausstellen lassen, das ihn zur sofortigen Überschreitung der bulgarischen Grenze berechtigte; der Deutsche hatte durch Verwendung des deutschen Konsulats die gleiche Bevorzugung erlangt.

Der Lazarist redete mir zu, am nächsten Morgen ohne weiteres mit ihm nach Debeagatsch weiterzureisen; er hoffe, mich an der Grenze durchzubringen. Auch Herr von

B. riet dazu, weshalb ich mich ebenfalls dafür entschloß, und meine Hotelrechnung noch am Abend in Ordnung brachte. Der Wirt machte ein bedenkliches Gesicht zu meinem Vorhaben, doch hielt ich ihn nicht für uneigennützig genug, um aufrichtig zu sein. Abends erfuhren wir von dem Genie-Leutnant, daß unseren Triestiner Freunden bei der Zollrevision alles Goldgeld bis auf 5 „Napoleone“ abgenommen und in bulgarisches Papiergeld umgewechselt worden war.

Am Morgen fand ich mich mit dem Lazaristenpriester auf dem Bahnhof ein, woselbst wir auch den Triestiner mit seiner Frau und seiner erwachsenen Tochter antrafen, die beide in Drama auf ihn gewartet hatten. Auch Herr von B. kam zum Abschied.

Die Gegend nahm bald einen wildromantischen Charakter an. Mit dem Flusse Mesta überschritten wir die Grenze zwischen Mazedonien und Thrazien. Das Dampfroß suchte sich mühsam seinen Weg an den felsigen Hängen und Tunnel folgte auf Tunnel.

Je mehr wir uns der politischen Grenze näherten, desto nervöser wurden die Damen in unserem Abteil. Sie öffneten ihre Handtäschchen und legten alle ihre Geschmeide- und Schmucksachen an, und deren gab es viele. Nur so hofften sie, die Goldsachen durchzubringen bei der Zollrevision an der Grenze, vor der sie sich entsetzlich fürchteten und von welcher sie grausliche Dinge erzählten. So sei erst vor einiger Zeit einer von Konstantinopel kommenden reichen Türkin, die eine größere Summe in Gold in ihrem dichten Haar durchzuschmuggeln suchte, das ganze Gold konfisziert und sie selbst zu drei Monaten Gefängnis verurteilt worden.

Auch mir war nicht gerade am besten zumute; ich wußte denn doch nicht, wie die Sache für mich ablaufen werde.

Endlich gelangten wir zur griechischen Grenzstation O f d j i l a. Griechische Polizeibeamte erkletterten den Zug und visitierten die Pässe der Reisenden. Aus meinem Passe ersehen sie, daß ich nur vier Tage Quarantäne gemacht hatte und sie schüttelten die Köpfe über mein Vorhaben, schon jetzt durchreisen zu wollen. Schließlich aber war das nicht ihre Sache, sondern die ihrer bulgarischen Kollegen.

Nach Überschreitung der Grenze wurde die Bahnlinie nicht mehr von den kleinen griechischen Soldaten in ihren graugrünen Uniformen, sondern von stämmigen Bulgaren in weißgrauer Uniform mit weißen Tellermützen bewacht. Die Aufregung unserer Damen erreichte ihren Höhepunkt und das Niesfläschchen kam nicht mehr aus ihren Händen; nur mein priesterlicher Freund bewahrte eine kaltblütige Ruhe.

Nach kurzer Zeit erreichten wir die bulgarische Grenzstation K a n t h i. Noch bevor der Zug völlig hielt, hatten ihn schon die bulgarischen Beamten bestiegen. Als der Militärarzt und der Polizeisoldat zu unserem Abteil kamen, begrüßte sie der Lazarist sogleich auf bulgarisch und fragte sie nach ihrem Befinden. Das gewann ihm ihre Herzen von vornherein. Sein Paß wurde in Ordnung gefunden und das Schreiben des bulgarischen Generalkonsuls mit ehrerbietigem Gruße zurückgestellt. Die Pässe der deutschen Familie wurden aufs eingehendste untersucht. Mein Paß machte die Herren sogleich stutzen, allein mein priesterlicher Freund ließ ihnen keine Zeit und erklärte ihnen, daß ich „transit“ von Ägypten und noch im Besitze des ägyptischen Sanitäts-Attestes sei und daß der österreichisch-ungarische Generalkonsul in Saloniki bereits mit dem dortigen bulgarischen Generalkonsul meinetwegen Rücksprache genommen habe. Das half, und der Arzt schrieb ohne viel Um-

schweife das Gesundheits-Attest für mich zwecks Durchreise Bulgariens bis Rußschuk. Der Paßrevision folgte außerhalb der Wagen die Gepäcdurchsuchung. Auch diese verlief glimpflicher, als ich gedacht hatte; ich war eben schon Schlimmeres gewöhnt von Alexandrien her. Wegen des Goldgeldes richtete der Beamte eine einfache Frage an mich, ohne mich einer Leibesuntersuchung zu unterziehen. Nach Erledigung der Revision konnten wir unsere Pässe im Bahnhofsgebäude bei einem Offizier abholen und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Nur der Hilfe des Lazaristen verdanke ich es, daß ich durchkam; allein und ohne Kenntnis der bulgarischen Sprache wäre es mir nicht möglich gewesen.

In einer größeren Station stieg ein guter Bekannter der deutschen Familie ein. Er sprach fließend deutsch und wäre seine Aussprache frei gewesen vom slavischen Akzent, so hätte man ihn geradezu für einen Deutschen halten können. Jedenfalls mußte er in deutscher Gegend studiert haben. Wie erstaunte ich daher, als ich erfuhr, daß er Bulgarien nie verlassen und in seiner Vaterstadt Rußschuk deutsch gelernt habe. Die Bulgaren machten mir den Eindruck hochintelligenter, arbeitssamer Menschen. Mir fiel ein großer Unterschied zwischen ihnen und den Griechen auf; letztere listig und auf den eigenen Vorteil bedacht, sind erstere ernst und gesetzt und voll Pflichtgefühl. Das kräftige, genügsame Volk der Bulgaren hat sich meine ganze Sympathie erworben und ich wünsche ihm von Herzen eine gedeihliche Entwicklung.

Mein priesterlicher Freund traf an fast allen Stationen Bekannte, meist einstige

Schüler von ihm und jetzt Eisenbahn- und Telegraphenangestellte. Aufrichtige Freude leuchtete aus ihren Augen, da sie seiner so unvermutet ansichtig wurden.

Am Spätnachmittag erreichten wir die Endstation *Debeagatsch*. Am Bahnhofe wurde der Lazarist von einer Anzahl Freunde, darunter einem bulgarischen Priester mit ehrwürdigem Bart, aufs herzlichste empfangen. Auch der Stationsvorstand war unter ihnen und man führte uns zunächst in seine Dienstwohnung im oberen Stocke des Bahnhofgebäudes. Die Unterhaltung wurde bulgarisch, französisch und italienisch geführt.

Nachher begleitete uns der bulgarische Priester zu den Patres Minoriten, die hier eine Niederlassung mit ansehnlicher Pfarrkirche haben; sie gehören der römischen Provinz ihres Ordens an. Zwei Priester und drei Brüder bewohnten zurzeit das Kloster, zwei von letzteren waren erst vor einigen Tagen von Konstantinopel her eingetroffen, wo sie von der türkischen Regierung ausgewiesen worden waren.

Zum Abendessen hatten wir Kefyr, die saure Dickmilch der Bulgaren, die vorzüglich mundete. Dazu gab es kräftiges Schwarzbrot. Ich erfuhr dabei auch, daß die bulgarische Regierung alles Getreide aufkaufe und aufspeichere und nur den Verbrauch von einer Art Kriegsbrot gestatte. Diese Maßnahme, sowie das Festhalten des Goldgeldes im Lande sind offenbar Vorsichtsmaßregeln der Regierung für ein eventuelles Eingreifen Bulgariens in den Weltkrieg. (Das nun tatsächlich erfolgt ist. Anm. der Redaktion.)

Schluß folgt.

## Was sich die Neger erzählen.

(Aus den Missionsblättern von St. Ottilien.)

### Volkslagen.

#### Die große Schlange.

Es war einmal eine lange Schlange, die reichte von der Küste bis an den Nyassasee (Entfernung zirka 590 Kilometer). Ihr Kopf war am Meere, das Ende des Schwanzes am Nyassa. Deshalb glaubte der Kopf Grund zu haben, zu sagen, daß er allein groß sei, und er dachte bei sich: „Was soll ich tun?“ Da fing er an, ein Loblied auf sich zu singen. Als dies aber das Ende der Schlange hörte, da fiel es in das Lied ein. Da nun dies der Kopf hörte, schickte er Askari fort, sie sollten den Schwanz töten. Die Askari gingen und kamen an den Ort, wo das Ende war und sagten: „Wir sind von deinem Genossen beauftragt, dich zu töten.“ Der Schwanz sprach: „Gut, tötet mich!“ Die Askari erwiderten: „Was, wir sollen dich töten? Nein, wir gehen und sagen nur, daß wir dich getötet haben.“ Sie gingen. Unterwegs sahen sie einen Baum, der einen Saft hatte wie Blut. Sie nahmen einen Speer, steckten ihn in den Baum, damit er mit dem Saft bestrichen werde. Dann gingen sie zum Kopfe der Schlange und zeigten ihm den mit dem blutähnlichen Saft bestrichenen Speer. Er glaubte nun, daß der Schwanz tot sei. Dann aber rühmte er sich, indem er wieder sang. Aber auch der Schwanz schwieg nicht und sang mit. Als der Kopf dies hörte, rief er die Askari und fragte sie. Diese vermochten nicht, Antwort zu stehen. Dann schickte er die Askari nochmals fort. Sie gingen und töteten das Ende. Dieses ging in Fäulnis über, die immer mehr um sich griff, bis sie auch den Kopf erfaßte, der dann auch starb.

#### Spotte nicht!

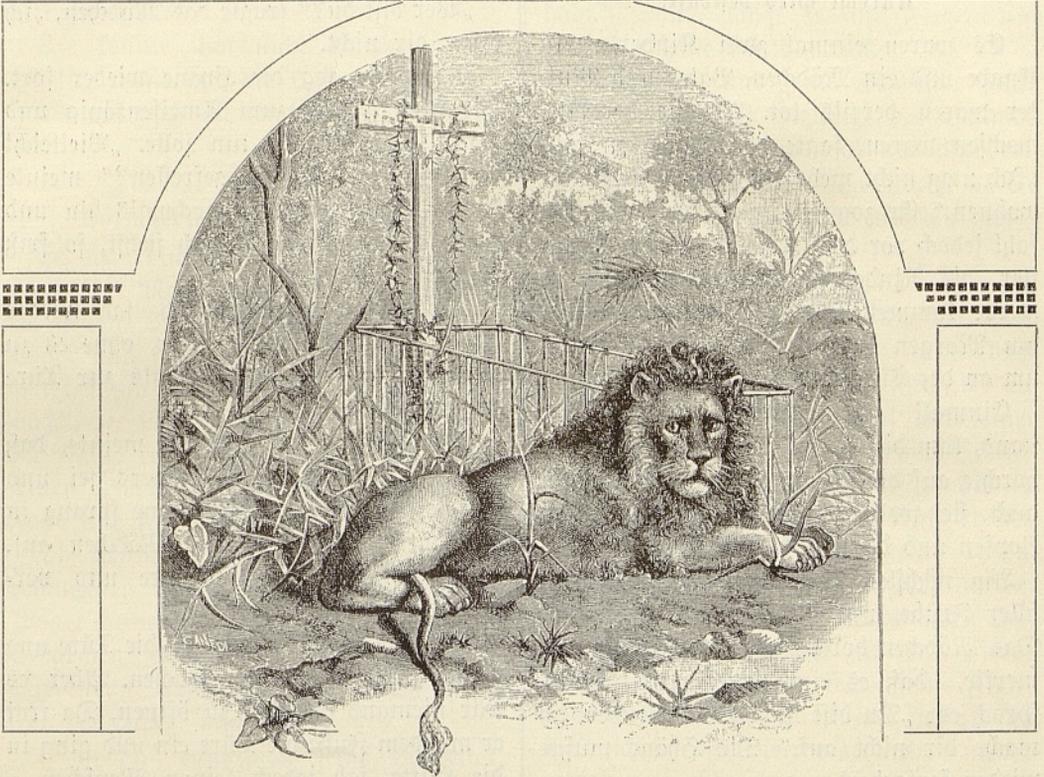
Es waren einmal zwei Weiber. Beide hatten kein Kind. Da ging die eine zum Wahrjager. Unterwegs traf sie eine Hand, die ackerte. Sie fragte: „Wohin geht der Weg zum Wahrjager?“ Die Hand zeigte ihr den Weg. Sie wanderte weiter und erblickte einen Fuß, welcher ging. Den fragte sie um den Weg. Der Fuß wies sie auf den rechten Weg. Bald darauf sah sie einen Kopf. Sie grüßte ihn und fragte nach dem Wege zum Wahrjager. Und der Kopf gab ihr die Richtung an. Sie ging weiter und begegnete einem steinalten Manne. Sie grüßte ihn. Der Alte sah sie an und fragte sie: „Was hast du im Sinn?“ „Ich gehe zum Wahrjager,“ gab das Weib zur Antwort, „ein Kind zu erbitten.“ Da ging der Greis voraus, ihr den Weg zu zeigen. So kam das Weib zum Wahrjager und bot ihm ihren Gruß. Als der Wahrjager sie erblickte, fragte er sie: „Was willst du?“ Das Weib sprach zu ihm: „Ich bitte dich um ein Kind.“ Der Wahrjager erwiderte ihr: „Gehe hin und schöpfe Wasser am Brunnen.“ Das Weib ging hin. Es war viel Schmutz im Brunnen. Sie schöpfte Wasser und kehrte damit zurück. Der Wahrjager fragte sie: „Was hast du am Brunnen gesehen?“ Da dachte sie nach und gestand: „Ich habe nichts bemerkt.“ Nun sagte der Wahrjager: „Gehe in die Hütte. Dort wirst du Töpfe stehen sehen. Decke einen davon ab und du wirst ein Kind erblicken. Das nimm dir!“ Das Weib ging, fand die Töpfe, deckte einen davon ab, erblickte darin ein sehr schönes Kind und kehrte mit ihm heim.

Als sie zu Hause angelangt war, kam ihre Nachbarin und fragte sie: „Wo hast

du das schöne Kind her? Sage es mir, damit ich auch gehe und mir eines erbitte.“ Das Weib zeigte ihr den Weg. Als sie eine Weile gewandert war, erblickte sie eine Hand, die ackerte. Da fing sie an zu lachen und meinte: „Das habe ich bisher noch

erwiderte: „Gib mir ein schönes Kind!“ Da forderte der Mann: „Gehe hin und schöpfe Wasser am Brunnen!“

Das Weib ging zum Brunnen und sah vielen Schmutz dort. Da hielt sie sich die Nase zu, machte Kehrt und kam wieder



Ein Löwe liegt vor dem Grabe eines Millionärs.

nicht gewußt, daß eine Hand allein arbeitet.“ Sie ging weiter, erblickte einen Fuß, welcher ging, und spottete darüber. Wieder zog sie weiter und begegnete einem Kopfe, der sich bewegte. Lachend ging sie vorüber. Schließlich traf sie auf einen steinalten Mann. Sie lachte den Alten aus und schrie ihn an: „Zeige mir den Weg zum Wahrsager!“ Der Alte zeigte ihr den Weg und sie gelangte an ihr Ziel.

Als der Wahrsager das Weib sah, fragte er: „Was willst du?“ Das Weib

zum Wahrsager zurück. „Was hast du am Brunnen gesehen?“ fragte dieser. „Eine Menge Unflat,“ schimpfte sie. „Und du hältst dich in dieser Gegend auf?“ Da merkte er, daß das Weib sehr böse sei und sagte: „Gut, gehe in die Hütte, decke den abseits stehenden Topf ab und nimm dir das Kind darin!“ Sie ging, deckte den Topf ab, nahm das Kind und freute sich.

Als sie nach Hause kam, bemerkte sie, daß das Kind nur ein Auge, ein Ohr, eine Hand und einen Fuß habe. Die Leute

kamen und sahen es. Da gingen sie zum Häuptling und dieser sprach: „Werft das Kind ins Wasser!“

Es ist schlimm, sich über andere lustig zu machen.

### Unrecht wird bestraft.

Es waren einmal zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen. Vater und Mutter waren bereits tot. Als sie herangewachsen waren, sagte der Knabe zu sich: „Ich mag nicht mehr bei meiner Schwester wohnen.“ Er zog fort, ging weit weg, befohl jedoch vor dem Abschied seiner Schwester, die Kinder zu verwahren, denn er werde kommen und sie hüten. Jedesmal am Morgen kam der Knabe sehr frühe, um an der Tür seiner Schwester zu klopfen.

Einnmal, als er wieder vor der Tür stand, kam die Hyäne aus dem Busche und horchte auf die Stimme des Knaben, denn auch sie wollte kommen, an der Tür klopfen und dann das Mädchen auffressen.

Am nächsten Tage kam die Hyäne in aller Frühe, um ihr Glück zu versuchen. Das Mädchen horchte auf die Stimme und merkte, daß es eine andere sei. Daher sprach es: „Du bist nicht mein Bruder, ich mache dir nicht auf.“ Die Hyäne mußte wieder fortgehen.

Da kam ihr Bruder. Das Mädchen erzählte ihm, wie die Hyäne gekommen sei und an der Tür geklopft habe, wie sie aber noch zur rechten Zeit gemerkt habe, daß die Stimme eine andere sei.

Verdrossen ging die Hyäne zum Ameisenkönig und holte sich Rat. Der Ameisenkönig sprach: „Wenn du willst, daß deine Stimme sei wie die des Knaben, so gehe hin, und wenn du auf ein gefallenes Kind triffst, so friß ja nicht davon!“

Die Hyäne sprach: „Recht, ich fresse gewiß nicht davon.“ Sie nahm Abschied vom

Ameisenkönig, streifte durch die Wildnis und sah ein sehr fettes Mas. Lüftern näherte sie sich und fraß gierig davon. Sie ging weiter, kam an die Hütte des Mädchens und klopfte an. Als sie aber ihren Rachen aufstun wollte, versagte ihr die Stimme.

„Wer bist du?“ fragte das Mädchen, „ich öffne dir nicht.“

Mißmutig zog die Hyäne wieder fort. Sie ging wieder zum Ameisenkönig und fragte ihn, was sie tun solle. „Vielleicht hast du totes Fleisch gefressen?“ meinte dieser. „Jetzt geh' nur nochmals hin und wenn du unterwegs Fleisch siehst, so friß ja nicht davon!“

Die Hyäne entfernte sich, sah wieder ein Mas, schritt aber vorüber, ohne es zu fressen, und gelangte abermals zur Tür des Mädchens.

Sie klopfte. Das Mädchen meinte, daß es die Stimme ihres Bruders sei und öffnete ohne Zagen. Die Hyäne sprang in die Hütte und fraß das Mädchen auf. Dann verließ sie die Tür und verschwand im Gebüsch.

Der Knabe kam, klopfte an die Tür und wollte seine Schwester besuchen. Aber es war niemand da, ihm zu öffnen. Da trat er mit dem Fuße die Tür ein und ging in die Hütte, sah jedoch keinen Menschen.

Da bemerkte er Blutspuren auf dem Boden. Traurig sprach er zu sich selber: „Ich will hingehen und anfragen, wer denn meine Schwester gefressen hat.“

Er machte sich auf den Weg zum Ameisenkönig. Dieser sprach: „Wer deine Schwester gefressen hat? Die Hyäne. Sie kam zu mir, um anzufragen, wie sie ihre Stimme verstellen könne. Komm', ich will dir Medizin (d. h. Zaubermittel) suchen helfen.“ Sie fanden eine Medizin und der Knabe aß sie. Darauf sagte der Ameisenkönig: „Nun geh' hin und suche nach der

Hühne! Wenn du aber Leute triffst, die Fleisch essen, so isz nicht mit!"

Der Knabe ging, sah Leute, die Fleisch aßen und die ihm davon geben wollten; aber standhaft weigerte er sich, ging weiter, und fand bald die Hühne. „Bist du es,“ fragte er sie, „die meine Schwester gefressen hat?“

Sie konnte ihm nicht antworten. Da erschlug er sie und die Hühne war tot.

Es gibt noch ein Gericht für die Bösen.

### Barmherzigkeit bringt Segen.

Es war einmal ein Mann und ein Weib. Der Mann ging aus, um eine Falle zu stellen. Da kam ein überaus großer Vogel und fing sich in der Falle. Der Vater stand in aller Frühe auf, sah den Vogel, der sich gefangen hatte, ließ ihn in der Falle, kehrte wieder heim und befahl seinen Kindern: „Geht heute wieder zur Falle und seht nach!“

Die Kinder gingen hin und sahen den gefangenen Vogel. Als der Knabe den Vogel bemerkte, sah er, wie dieser um Erbarmen flehte und sagte zu seiner Schwester: „Lassen wir den armen Vogel frei, der dauert mich.“

„Nun ja,“ entgegnete seine Schwester, „er sei frei.“

Sie machten ihn los und der Vogel flog davon. Hierauf kehrten die Kinder nach Hause zurück. Als der Vater sah, daß sie nichts mitgebracht hatten, fragte er sie erzürnt: „Hat sich denn heute gar nichts gefangen?“ Die Kinder bestritten es und sagten: „Es ist nichts in der Falle.“

Eines schönen Tages befahl der Vater seinen Kindern: „Geht hinaus und pflückt Feigen.“ Die Kinder gingen mit ihrem Vater. Als sie zum Feigenbaume kamen, sagte der Vater zu ihnen: „Steigt miteinander hinauf und schüttelt die Feigen

ab!“ Er nahm eine Leiter und lehnte sie an den Stamm. Die beiden Kinder kletterten hinauf und schlugen alle Feigen herab. Auf einmal legte der Vater die Leiter zu Boden, blickte seine Kinder grimmig an und sprach: „So, nun sterbet da droben, weil ihr mir jüngst den Vogel freigelassen habt.“ Dann nahm er alle Feigen und kehrte in seine Hütte zurück.

Der Knabe und seine Schwester saßen mehrere Tage im Gezweige des Baumes, nagten die Rinde davon ab und aßen alle Blätter von den Ästen. Da hörten sie ein Schwirren in der Luft. Es war ein großer Vogel.

„Ei, warum seid ihr denn so mager und was treibt ihr auf dem Baume da?“ fragte er die Kinder. „Ach,“ antworteten die beiden, „unser Vater hat uns hier auf dem Baume verlassen, weil wir seinen Vogel aus der Falle freigelassen haben.“ Da sprach der Vogel: „Ich selber bin es, den ihr freigelassen habt.“ Nun breitete er seine Flügel aus und gebot ihnen: „Faßt mich eines nach dem andern um den Hals!“ Zuerst erfaßte der Knabe den Hals des Vogels und schwebte zur Erde nieder. Wiederum breitete der Vogel seine Flügel aus. Das Mädchen klammerte sich an ihn, hielt sich fest und wurde zu Boden niedergetragen. „Bleibt nun hier,“ sagte der Vogel, „seht, dort hüpfen Heuschrecken, eßt davon und geht ja nicht mehr nach Hause.“

Die Kinder gingen in die Wildnis und ließen sich die Früchte schmecken.

### Bestrafte Hartherzigkeit.

Ein Greis kam aus dem See und ging ins Dorf. Dort angelangt, hat er den Besitzer einer Hütte: „Der Tag ist heiß, ich bin erschöpft, gib mir Wasser.“ Aber der Mann verweigerte ihm den Trunk und

stieß ihn fort. Wieder klopfte der Greis an eine Hütte und bat um Wasser. Doch auch dort wurde es ihm abgeschlagen. So ging er von Hütte zu Hütte, brachte überall seine Bitte vor und erntete überall eine Absage. Gegen Abend kam er zur letzten Hütte und versuchte ein letztesmal sein Glück. Der Mann kam heraus und gab ihm Wasser und Brei. Doch der Alte wollte letzteren nicht annehmen und sagte: „Er ist mir zu hart, gib mir weicheren.“ Gleich ging der Mann hinein und brachte weicheren Brei. Als der Greis davon gegessen hatte, sagte er den Mann am Arm und sagte zu ihm: „Folge meinem Rat und gehe von hier weit fort.“

„Warum soll ich denn von meiner Hütte fortgehen?“ fragte verwundert der Mann.

Der Greis erwiderte: „Ziehe nur fort; denn noch heute nacht werden wir einziehen.“

Noch in derselben Nacht überflutete der See das ganze Dorf und alle Bewohner ertranken, weil sie dem Alten das Wasser verweigert hatten. Nur der eine Mann war dem Tode entgangen, weil er dem Worte des Greises gehorchend, mit seinem Weibe und seinen Kindern fortgezogen war.

### Sonne und Mond oder Ehrfurcht gegen die Eltern.

Die Mutter von Sonne und Mond lag krank darnieder. Da ließ sie ihre Kinder rufen, sie möchten doch kommen und sie besuchen. Der Mond sagte zu seiner

Schwester: „Sonne, laß uns gehen und unsere Mutter besuchen.“

„Ach was,“ erwiderte die Sonne, „wir wollen morgen gehen, ich habe heute Bier zu brauen.“ „Nein,“ sagte der Mond, „ich gehe sogleich. Unsere Mutter hat uns sagen lassen, wir sollten uns beeilen. Laß uns also gehen!“

Die Sonne antwortete: „Gut, dann gehe nur voraus, ich komme schon nach.“

Der Mond ging und kam zu seiner schwerkranken Mutter, als sie dem Verschleiden nahe war. Als die Mutter den Mond allein kommen sah, fragte sie erstaunt: „Wo ist denn deine Schwester Sonne geblieben?“ „Die kommt morgen,“ sagte der Mond, „heute braut sie Bier.“

Die Mutter wurde betrübt darüber, daß die Sonne nicht gekommen war. Sie beauftragte den Mond und sprach: „Mein liebes Kind, du sollst jetzt der große Häuptling sein und die Menschen sollen sich an dir freuen, wenn sie dich scheinen sehen. Sie sollen dir zu Ehren aus Gewehren schießen, sollen die Tage nach dir zählen und das Jahr nach dir berechnen.“ Dann starb die Mutter.

Da kam die Sonne. Sie sah, daß ihre Mutter tot war und fragte ihren Bruder: „Was hat dir denn unsere Mutter aufgetragen?“

„Das ist meine Sache,“ antwortete der Mond, „warum hast du dich verspätet, ich sage es dir nicht.“

Von diesem Tage schieden sie voneinander und gingen nicht mehr den gleichen Weg.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Negerklave.

Ein Neger von Rio-Volta (in den afrikanischen Landteilen Oberguinea) war durch Unglück so sehr in Schulden geraten,

daß er durch nichts mehr seinen Gläubiger befriedigen konnte. Er wandte sich darum an denselben und gestand ihm sein Unver-

mögen mit dem Hinweis darauf, daß er nichts mehr besitze als seine eigene Person. Darüber solle er verfügen, wenn es ihm so gefalle. Der Gläubiger, welchem damals (im Jahre 1789) das Gesetz einen so schändlichen Vertrag und Kauf noch nicht verbot, machte mit diesem Antrage Ernst. Vergebens warf sich ihm die bejahrte Gattin des armen Negers mit ihren noch minderjährigen Kindern zu Füßen.

Er blieb taub bei ihren Bitten, ungeührt bei ihren Tränen. Der alte Neger ward ergriffen, auf den Markt gebracht und in wenigen Stunden verkauft. Mit mehreren Sklaven an eine gemeinschaftliche Halskette geschmiedet, wurde er nach der Meeresküste gebracht, um bei der nächsten Gelegenheit zu dem kummervollsten Lose nach Westindien in Amerika eingeschifft zu werden.

Während die Sklavenschar am Strande das Schiff erwartete, waren die Angehörigen des Negers, Weib und Kinder, der Verzweiflung nahe. Er hatte drei Töchter und einen Sohn. Jene waren noch in den Jahren der Kindheit, dieser aber nahte sich schon dem 20. Jahre und zeichnete sich durch einen starken Knochenbau aus. Obgleich er wenig Unterricht und keine Erziehung genossen hatte, so stand sein Gemüt doch von Natur aus den edelsten Empfindungen offen. Das Klagegeschrei seiner alten Mutter, die Tränen seiner Geschwister und der Gedanke an die trostlose Lage seines so guten alten Vaters zerrissen ihm das Herz. Wie ein Blitz durchfuhr seine Seele der Gedanke, sich für diesen zu opfern und durch Verzicht auf die eigene Freiheit Retter seines Vaters zu werden.

„Seid ruhig,“ sprach er; „Mutter, höre auf zu klagen; Schwestern, trocknet eure Tränen, ich werde euch heute noch den Vater verschaffen!“ Er sprach von dieser un-

wahrscheinlichen Sache mit solcher Gewißheit, so daß seine Lieben wenigstens auf Augenblicke einigermaßen beruhigt wurden. Sie bestürmten ihn mit Fragen, wie er dieses bewerkstelligen wolle, und fingen dann, den leisen Gedanken an eine Rettung ebenso schnell, wie er entstanden war, wieder aufgebend, neuerdings und heftiger zu schluchzen an; er aber sprach mit zitterndem Tone ein Lebewohl, trocknete eine Träne von seinen Augen und floh aus der Hütte, den Nachruf der Seinen nicht weiter beachtend.

Karlo, so hieß der junge Neger, war bei dem Ziele seiner Wanderung angekommen. — Dringend verlangte er, vor den Sklavenhändler geführt zu werden. Man willfahrte seinem Begehren. Hier hat er nun inständigst, man möchte ihm erlauben, daß er mit einem Sklaven, der eben abgeführt werden soll, sich austauschen dürfe, welcher Fall sich manchmal ereignet und immer zugestanden wird, sobald der Menschenverkäufer seine Vorteile dabei findet. Doch diesmal schien der Sklavenhändler hiezu nicht so recht geneigt zu sein. Er machte Schwierigkeiten, weil das Schiff zum Abgange bereit sei und die neuen Sklaven schon alle an die eiserne Halskette zusammengeschmiedet wären. Karlo aber drang heftig in ihn und stellte ihm vor, daß er in seiner Person einen jungen, kräftigen Mann für einen hinfälligen, alten gewänne. — Was Bitten und Tränen über das steinerne Herz des Unmenschen nicht vermochten, gelang dem lockenden Versprechen des augenscheinlichen Gewinnes. Er willigte ein.

Welch ein rührender Auftritt, als die Sklavenschar vorgeführt wurde und Karlo seinen Vater erkannte, ihm in die Arme stürzte und mit einem lauten Schrei des Entzückens, daß ihm der Rettungsversuch gelungen sei, die Wangen und Schultern

desselben mit seinen Freudentränen bedeckte. — „Du bist frei, bist frei, guter Vater! Ich ziehe für dich nach Westindien; sorge dich nicht, Gott wird mir helfen!“ Der rührendste Wettstreit entstand nun zwischen Vater und Sohn. Dieser aber entgegnete jenem, der ihm mit dem Tone der Liebe die zärtlichsten Vorwürfe machte: „Gab dir, guter Vater, nicht ein Gesetz das Recht, mich anstatt deiner zu verkaufen und so deine Schuld zu tilgen? Aber deine Liebe zu mir ließ dich nicht die Stimme des Gesetzes, sondern nur jene des besten Herzens vernehmen. Wäre ich wert, dein Sohn zu sein, wenn ich deinen Edelmut nicht nachahmen würde? Eine Freiheit mit dem folternden Bewußtsein, daß du, mein Vater, in erniedrigenden Fesseln schmachtetest, würde mir schrecklicher als der Tod sein; aber die Überzeugung, daß du in der Mitte deiner Lieben glücklich bist und für mich segnend zum Vater im Himmel flehest, — dieses wird mich in der schmerzlichen Bedrängnis erheben, meine Leiden durch ein wohlthätiges Selbstgefühl in Freude gestalten. Nein, mein Vater!

wenn du glücklich bist, wird dein Sohn nie des Trostes entbehren.“

Fert, ein dänischer Arzt, befand sich gerade an jener Stelle des Strandes, wo sich dieser rührende Vorfall ereignete. So viel kindliche Liebe hatte ihn tief ergriffen. Er ruft den Sklavenhändler, fragt um den Preis des Alten und kauft ihn für sich. Rasch tritt er vor die beiden Neger hin: „Du bist nun mein,“ spricht er zu dem Alten, „sei frei um eines solchen Sohnes willen. Ziehet beide fort in eure Heimat und bleibt den Eurigen ein Vorbild reiner, segnender Liebe!“

Die Sklavenkette wurde geöffnet; Vater und Sohn stürzten zu den Füßen des menschenfreundlichen Arztes. Dieser aber erstattete sogleich von dem ganzen Vorfall Bericht an den dänischen Statthalter, welcher die beiden Neger vor sich kommen ließ und, über diesen rührenden Zug kindlicher Liebe, die sich in solcher Probe bewährt, wahrhaft erfreut, die zwei Edlen würdig belohnte. — Als die glücklichsten Menschen auf dem Erdenrunde eilten sie heiter in ihre Hütte zurück.

## Nächstenliebe eines Neubekehrten.

P. Conrady, Missionär in der Mongolei, erzählt aus seinem Missionsleben eine Begebenheit, die ein grelles Licht wirft auf die Verhältnisse in heidnischen Familien, die ohne weitere Bedenken ihre überzähligen Kinder dem Hungertode preisgeben oder gar den Tieren zum Fraße vorwerfen. Um so schöner glänzt dafür die Nächstenliebe der christlich gewordenen Familien, die solche arme Wesen aufnehmen und wie ihre eigenen Kinder behandeln. P. Conrady schreibt:

Tschao, einer meiner Pfarrkinder, ist zwar ein überzeugungstreuer Christ und

würde, wenn es darauf ankäme, selbst sein Leben für seinen Glauben lassen, aber nichtsdestoweniger hat er recht grobe, oft verletzende Manieren, und man möchte es kaum für möglich halten, daß er ein so weiches Herz im Busen verschließen. Seit einigen Jahren hatte er eine Waise in Pflege. Das Mädchen hatte sich unter seiner Leitung recht gut entwickelt und wir wollten es ins Waisenhaus geben, damit es dort unterrichtet und fürs Leben vorbereitet werde. Als die Scheidestunde schlug, weinte Frau Tschao, wie wenn sie ihr eigenes Kind verliere. Er selbst zeigte sich

gleichgültig, eingedenk, daß er zum starken Geschlecht gehöre, für das sich Tränen vor andern sehr wenig schicken. Aber kaum war das Kind fort und das Haus leer, kam auch bei ihm der Schmerz zum Durchbruch. Die ganze Nacht schlossen die beiden Ehegatten kein Auge.

Am andern Morgen in aller Frühe reißt Tschao sein Gewehr von der Wand, versieht sich mit Schießbedarf und geht hinaus in die Felder. Eine tüchtige Jagdpartie soll ihm helfen, seinen Schmerz zu ertöten und seine Nerven abzuspannen. Das Glück ist ihm auch hold, denn justament springt ein Hase vor seinen Füßen auf. Das Gewehr an die Wange, gezielt und losgedrückt — aber die Kugel ging fehl. Ohne dies bei schlechter Laune, macht ihn dieser Fehlschuß noch wilder und in langen Säßen jagt er dem Hasen nach, der in eine Bodensenkung flieht. „Wart, Bursch, dich habe ich!“ ruft er triumphierend. Das Gewehr im Anschlag, mustert er das Terrain. Doch, horch, was klingen da für Laute an sein Ohr? Es ist, wie das Wimmern eines Kindes. Der Hase war vergessen. Nichts Gutes ahnend, folgt Tschao dem Laute und schon nach wenigen Schritten bietet sich ihm ein herzerreißendes Schauspiel: Dicht nebeneinander liegen zwei kleine Kinder ausgestreckt, ein Knabe und ein Mädchen. Ersterer ist bereits tot. Man hatte ihn mit Erdschollen und Staub teilweise verdeckt, wahrscheinlich, um ihn

an einem Fluchtversuche oder an zu lautem Schreien zu hindern, und so war der arme Kleine erstickt. Das Mädchen aber lebte noch und streckte wimmernd seine Händchen dem fremden Manne entgegen.

„O, welch herziges Kind!“ ruft Tschao. Schnell zieht er seine Jacke aus und wirft das arme, nackte Wesen hinein. Den gefundenen Schatz an sein Herz drückend, eilt er freudigen Schrittes seinem Heime zu.

Seine Ehehälfte war nicht wenig überrascht, als ihr Mann so heiter zur Türe hereinströmte. Wie er aber sein Bündel aufmachte und ein kleines Mägdlein, wie ein geknicktes Köselein, drinnen lag, schwanden auch aus ihrem Herzen Kummer und Schmerz und helle Freude überzog ihr Antlitz. „Schau, wie der liebe Gott gut ist. Kaum hat er uns das eine Kind genommen, so schickt er uns ein anderes,“ rief sie beglückt aus und küßte den teuren Fund.

Die Nachforschungen, die man anstellte, um die leibliche Mutter der beiden Kinder zu finden, ergaben, daß sie einer heidnischen Familie angehörten, die aus Armut sich auf diese Weise solch „lästiger Miteßer“ entledigt hatte. Die Obrigkeit mischt sich bei solchen Vorfällen überhaupt nicht ein, denn das ist ja etwas ganz gewöhnliches, und so lebt das Kind jetzt bei Tschao, wo es sich wohler befindet als bei seiner eigenen Mutter.

## Eine späte Taufe und ein schöner Tod.

Schimbulu war der König des kleinen Dorfes Bukwaha, in der Nähe der Missionsstation Maria-Hilf in Ushirombo. Er war schon sechzig Jahre alt, als die Gnade Gottes sein Herz rührte; er tauschte einigemal den Worten der Mis-

sionäre und gar bald schon machten die Lehren des Christentums auf ihn tiefen Eindruck. Darum besuchte er von jetzt ab regelmäßig den Unterricht und kam trotz seines hohen Alters jeden Tag zur Missionsstation. Sein Einzug in

Maria-Hilf war stets ein würdevoller, jedesmal ließ er sich von seinem Untergebenen begleiten, voran schritt ein Trommler und ernst folgte der König. Er wollte die Prüfung bestehen wie alle anderen, und als er als Ergebnis derselben die Note „Ziemlich gut“ erhielt, war er außer sich vor Freude. Hätten es ihm seine altersmüden Beine erlaubt, so hätte er wie die Kinder Lustsprünge gemacht, und hätte in seinem Jubel getanzt, denn ein richtiger Neger kann seine Freude auf diese Weise am besten ausdrücken. Während der Woche, die seiner Taufe voranging, blieb er im Dorfe Maria-Hilf. Plötzlich überfiel ein heftiges Fieber seinen hilflosen Körper und brachte ihn bald in einen solchen Schwächezustand, daß man bereits den Entschluß gefaßt hatte, ihn am Tage der Taufe in seiner ärmlichen Hütte zu taufen.

Doch der gute Schimbulu war hiermit keineswegs einverstanden; er will die heilige Taufe gleich seinen Untertanen in der Kirche empfangen. Niemand durfte es wagen, ihn von diesem festen Vorhaben abzubringen. Er ließ sich so gut es eben ging, in die Kirche tragen. Als der

Augenblick der Taufe herankam, fragte ihn der Priester nach Kirchenbrauch, ob er dem Satan entsage usw., ob er getauft werden wolle. Doch da begann der gute Alte zu protestieren und mit energischen Worten zu erklären, daß er sich solche Fragen nicht gefallen lassen könne; denn schon lange hätte er allem heidnischen Aberglauben ein Ende gemacht, er sei hiehergekommen, um getauft zu werden und alle diese Fragen seien deshalb überflüssig. Schließlich erneuerte er diesen Ausdruck seines Vorhabens noch einmal und das heilige Wasser rann über seine gefurchte Stirn hernieder. Er erhielt den Namen Josef. Als er die erste hl. Kommunion während der darauf folgenden heiligen Messe empfangen sollte, führten ihn seine Verwandten zur Kommunionbank; er selbst hätte sich nicht mehr so weit schleppen können. Er empfing mit der größten Andacht seine erste und letzte hl. Kommunion, denn wenige Tage nachher übergab er Gott seine im Taufwasser rein gewaschene Seele.

Solche Befehlungen erfüllen das Herz des Missionärs mit süßem Troste und ermutigen ihn zu weiterer Arbeit.

## Die bittenden Negerkinder.

In einem Mädchen-Institute der grünen Steiermark hängt seit mehreren Jahren während des Sommers im Garten eine kleine Sparbüchse und daneben ein Täfelchen, das drei Negerkinder in bitterder Stellung zeigt, die, wie die Unterschrift sagt, folgende Worte an alle Vorübergehenden richten:

Um der Liebe Gottes willen  
Bitten wir euch gar recht schön,  
Helft uns unsern Hunger stillen,  
Laßt uns nicht zugrunde geh'n!

Not und Elend, Hunger, Schläge,  
Sind des armen Sklaven Teil;  
Niemand gibt uns Brot und Pflege  
Und die Wunde wird nicht heil. —  
Ach, seid ihr barmherzig, Kinder,  
Gott merkt jeden Kreuzer sich!  
Euer Lernen geht geschwinder,  
Und der Lohn währt ewiglich!

Euere dankbaren schwarzen Brüder  
und Schwesterchen.

Afrika.

Da nun aber die guten Mädchen häufig selbst nichts haben, führen sie gern die zum Besuche kommenden Verwandten zu dieser Stelle des Gartens und vereinen ihre Bitten mit denen der armen Negerkinder. Dank dieser kindlichen Fürsorge ist manche kleine Spende schon übers Meer gewandert und ist ohne Zweifel die

Nachricht davon zum Himmel emporgestiegen und hat den kleinen Wohltäterinnen gar reichen Gottessegens vermittelt, der sich oft in auffallender und gar rührender Weise befundete. Wie wäre es denn, wenn man den kleinen schwarzen Bettlern auch anderswo die Gartentür öffnen wollte?

## Ein glaubensstarkes Weib.

Vor einigen Jahren wurde eine schwerfranke Kafferin, die sehr weit von der Trappistenmission entfernt wohnte, getauft, genas aber nach langer Krankheit vollends wieder und bewies sich dann als treue Kirchenbesucherin. Ihr Mann behandelte sie schon längere Zeit roh, weil er erfahren hatte, daß sie auch ihre Kinder in die katholische Schule zu schicken beabsichtige, der er spinnefeind war. Dennoch kamen eines Tages vier Kinder (zwei Mädchen und zwei Knaben) bei der Mission an, von denen das älteste ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen war, und baten um Aufnahme in die Schule, sich für die Kinder der „Maria“ (der Taufname der Mutter) ausgebend. Die Kinder fanden bereitwilligt

Aufnahme und die Mutter folgte denselben noch am gleichen Abend nach mit dem jüngsten Kinde und erzählte, ihr Mann habe sie zuerst dafür tüchtig durchgeprügelt, daß sie ihren Kindern zur Flucht geraten und geholfen habe, und dann habe er sie weggejagt. Sie bat um Zuflucht und erklärte, sie werde lieber niemals zu ihrem Manne zurückkehren, als ihre Kinder zu-

rückholen. — So vergingen einige Tage in aller Ruhe, da mochte es dem wilden Kaffer doch nicht recht wohl zu Hause sein, und so kam er mit Erbitterung gegen seine Frau hierher, ohne jedoch etwas anderes auszurichten, als daß Maria bei ihrem



Die Leibwache eines Negerkönigs. (Miss. cath.)

Entschlusse verharrete und er allein in seine Hütte zurückkehren mußte. Etwa vierzehn Tage darauf verlangte der Mann aber sein Weib zurück, und so mußte Maria, wenngleich zitternd, mit ihm gehen, die Kinder ließ aber der Vater unbeanstaltet in der Schule. — Der wilde Mann war inzwischen zahm geworden, denn am nächsten Sonntage kam er, anständig mit Hoje.

Rock und Hut bekleidet, mit Maria zur hl. Messe und Predigt. Freudestrahlend erzählte die Frau darauf, daß ihr Mann sich befehren und gern auf Klostergrund ziehen wolle, um sein Seelenheil besser wirken zu können. Die Frage, woher denn ihr Mann so schnell anderen Sinnes geworden sei, ob sie etwa recht viel darum gebetet habe, beantwortete sie in ihrer einfältigen Weise: „Ach, ich bekenne, ich weiß nicht einmal, wie man recht gut betet, weil ich dem Unterrichte noch immer zu wenig

beigewohnt habe! Aber ich habe gerädet mit der Gottesmutter Maria und zu ihr gerufen: „Mache doch dein Herz weich, und hilf mir, o meine Mutter!“ Wie der Wortlaut ihrer flehentlichen Bitte gelaute, darauf ist es wahrscheinlich nicht angekommen; jedenfalls aber hat sie Erhörung gefunden, denn jetzt wohnt sie mit ihrem Manne etwa nur zehn Minuten von der Schule entfernt, wo sie sich inmitten der Gläubigen um die Trappisten-Kloster-niederlassung angesiedelt haben.

## Der weiße Richter.

Eine Begebenheit aus Afrika, die wahr sein soll.

In einem Zelte, das europäischen Ursprunges zu sein scheint und vor längerer Zeit eine blaue Farbe gehabt haben dürfte, sitzt auf einem mächtigen, mit verschossenem Blüsch überzogenen Lehnstuhle der Häuptling Mwangfa. Sein eckiges Haupt krönt ein zerknitterter Zylinderhut, die Linke umfaßt ein mutmaßliches Stuhlbein, mit frischem Laub umrankt, das Szepter des Herrschers, während die Rechte nachlässig auf der Armstütze ruht. Ein wollenes Tuch um den Hüften und düstende Stiesletten an den großen Füßen vervollständigen den Nimbus des Negerkönigs. Im Kreise herum kauern die Ältesten des Dorfes, der Dinge, die da kommen sollen, harrend. Auf den Wink Mwangfas führt man zwei junge Burschen herein, denen ein Diener, eine mächtige Kokosnuß tragend, auf dem Fuße folgt und dieselbe zu den Stufen des Thrones niederlegt. Nach den üblichen Zeremonien nehmen die beiden Burschen dieselbe Stellung wie die Versammlung ein. Nach einem kurzen Verhöre zeigt sich, daß sich die beiden, den allerhöchsten Rat einholenden Negerjungen um den Besitz der Kokosnuß streiten. Der eine hat sie zu-

erst gesehen, der andere aber hat sie vom Baume heruntergeholt. Kamtschka behauptet, sie wäre sein, weil er den Rangmi auf die Frucht zuerst aufmerksam gemacht habe, während Rangmi das Eigentumsrecht für sich in Anspruch nimmt, weil die Nuß nicht heruntergekommen wäre ohne seine Hilfe. Mwangfa blickt in die Runde, um die Räte des Thrones zum Urtheile aufzufordern. Doch die küssen die Erde und lächeln — dumm — wohl wissend, daß ihr Herrscher es liebt, in solch schwierigen Fragen seinen eigenen Willen kundzugeben. Auf Befehl Sr. Majestät bringt man ein scharfgeschliffenes Beil. Die beiden schwarzen Jünglinge fühlen schon ihr letztes Stündchen schlagen und werden bis an die Lippen hinein bleich (wenn man überhaupt bei einem Neger von bleich werden sprechen kann). Überlegen lächelt Mwangfa, ergreift das gefürchtete Instrument und trennt mit einem Hiebe — die Kokosnuß in zwei Hälften. Stillschweigend reicht er Rangmi die linke Hälfte der Schale, Kamtschka die rechte und verzehrt mit größter Ruhe den Zankapfel, in diesem Falle den Kern der Kokosnuß, welcher, wie vielleicht manchem

der Leser bekannt, ein nicht zu verachtender Leckerbissen ist; ein Wink des gekrönten Hauptes und die Versammlung löst sich unter Staunen über die Weisheit ihres

Oberhauptes auf, während Rangmi und Kamtscha mit den Schalen verduzt ihr elterliches Haus auffuchen.

## Die Söhne des Mondes.

Von Dr. Hugo Wioni.

### I.

#### Untergang der Lisboa.

Ich befand mich in einem erstklassigen Kaffeehaus zu St. Paul de Loanda, einer blühenden Stadt an der Westküste des portugiesischen Kongogebietes. Vor zwei Tagen war ich hier auf dem Landwege von San Salvador angekommen, nachdem ich mich nach Beendigung einer Forschungsreise an den Ufern des unteren Kongo längere Zeit daselbst aufgehalten hatte. Ich hatte die große Strecke Weges von San Salvador bis an die Küste zum größten Teil zu Fuß zurückgelegt, zum Teil aber auch die Eisenbahn benützt, welche St. Paul mit dem Städtchen Ambaca verbindet. Eine Fahrt auf dieser Linie zählt gewiß nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Nicht nur, daß in der Woche kaum zwei Züge auf der Strecke verkehren, und daß von einer bestimmten Fahrordnung schon gar keine Rede ist, muß auch der Zustand der Waggone wie des Schienenstranges selbst ein ungemein schlechter und Besorgnis erregender genannt werden. Gleichwohl war ich froh um diese Fahrgelegenheit, da mir dadurch ein äußerst beschwerlicher Marsch von mehr denn einer Woche erspart blieb, während ich mich so bereits nach wenigen Stunden schon am vorläufigen Ziel der Reise sehen konnte.

Es war in den letzten Tagen des Novembers. Mein Plan ging dahin, einige Tage in St. Paul zu verweilen, und hernach auf dem Seewege die Reise nach Ben-

guella und Mossambides fortzusetzen, von wo aus ich dann St. Helena zu besuchen gedachte, um mir dies berühmte Eiland, das einst den großen Napoleon beherbergte, zu besichtigen.

Ich erkundigte mich deshalb beim Kellner des Cafés, um die nächste Abfahrt eines Dampfers, mußte aber zu meinem größten Leidwesen vernehmen, daß das letzte Dampfschiff, welches den Verkehr zwischen Benguella und St. Paul vermittelte, eben am Tage vor meiner Ankunft abgegangen war. Da das nächste Schiff erst in einem Monate nach dem genannten Ort abging, hieß es, entweder mich gedulden und mich ins Unvermeidliche schicken oder aber meine Reiseroute ändern.

Eine mißliche Sache! Zwar wäre mir ein längerer Aufenthalt in St. Paul an sich nicht so ganz unlieb gewesen, denn die Stadt und ihre Umgebung ist reich an Merkwürdigkeiten, und ich hätte mir mit ethnographischen Studien die Zeit ganz gut vertrieben, allein eines gab mir zu denken: Das Leben hierzulande ist ein äußerst kostspieliges, ein Umstand, der für mich, einen armen Weltbummler, einen zu starken Miderlaß bedeutet hätte. Zudem hatte ich noch eine außerordentlich weite Reise vor mir, wollte ich doch von der Insel St. Helena weg die Kapkolonie, Natal und Transvaal besuchen, mich sodann auf die Diamantfelder begeben, um schließlich über Zanzibar und das Rote Meer in meine Heimat zurückzukehren; —

ich mußte darum mit meinen Reijemitteln sparsam und haushälterisch umgehen. Aus diesem Grunde war es mir ungemein angenehm zu erfahren, daß im Hafen eine Segelbarke vor Anker liege, die schon am nächsten Tage nach Mossamedes abgehen werde. Ich eilte sofort zum Hafen hinaus und besichtigte mir das Fahrzeug. Es war ein Schnellsegler, sehr gut gebaut und faßte ungefähr 700 Tonnen; darum beschloß ich, mich ihm anzuvertrauen, denn, wenn seine Geschwindigkeit auch ganz bedeutend hinter der eines Dampfers zurückblieb, so legte er doch immerhin acht Seemeilen in der Stunde zurück, und ich ersparte mir Zeit und Geld. Ich ging also an Bord des Seglers, stellte mich dem Kapitän vor und bat ihn, mich als Reisenden bis nach Mossamedes mitzunehmen. Er war hiezu gerne bereit; denn er gehörte mit zu jener Menschenklasse, die sich nie spröde zeigt, wenn es gilt, etwas zu verdienen. Der Überfahrtspreis war verhältnismäßig gering und nur um ein Weniges höher als jener, den ich auch dem Dampfer hätte erlegen müssen. Nachdem alles abgemacht war, ließ ich mein Reisegepäck aus dem Café holen und begann alsbald mich auf der Barke häuslich einzurichten.

Am anderen Tage wurden die Anker gelichtet und es dauerte nicht mehr lange, so glitt das Schiff hinaus auf die offene See. Ich hatte mich über die getroffene Wahl nicht zu beklagen. Die „Lisboa“ war ein ausgezeichnetes Fahrzeug; betrug doch ihre mittlere Geschwindigkeit 7 Meilen in der Stunde. Ich hoffte daher, in spätestens 6 Tagen Mossamedes zu erreichen. Auch die Mannschaft des Schiffes war eine im Seehandwerk erprobte. Der Kapitän war ein freundlicher Mann und mit seinem Amte durch und durch vertraut. Vom Schiffsjungen an bis hinauf zum Kapitän hatte er alle Grade des See-

dienstes durchgemacht. Wiewohl vom Hause aus äußerst arm, hatte er sich, ohne jede besondere umfangreichere Schulbildung, einzig dank seiner eisernen Willenskraft bis zum Befehlshaber eines Schiffes emporgearbeitet, und da er mit seinem Gehalte sehr haushälterisch umging, war es ihm gelungen, sich ein eigenes Fahrzeug zu kaufen, jenes, das er jetzt befehligte. Er benahm sich gegen mich recht freundlich und zuvorkommend, wenn man ihn auch sonst nicht sonderlich gesprächig nennen konnte.

Die ganze Besatzung des Schiffes mit dem Reisepersonal betrug 12 Mann; ich war der dreizehnte, — also eine schlimme Vorbedeutung für mich (und der Bringer von Unglück), wie der Kapitän meinte, als er mich den Mitreisenden vorstellte. Ich lächelte und bemerkte ihm gegenüber, mein Hund bilde den vierzehnten unter uns. —

Bereits war die Sonne das drittemal seit unserer Abfahrt am westlichen Himmel hinabgetaucht ins Meer, — eine dunkle, rabenschwarze Nacht wölbte sich über uns. Kein Sternlein erhellte die Finsternis, denn der Himmel war mit dichtem Gewölk überzogen; ruhig kräuselten die Meereswellen um unser Fahrzeug. Ich hatte mein Nachtmahl in Gesellschaft des Kapitäns und eines Schiffesleutnants eingenommen und mich hierauf in meine Kabine begeben, während der Kapitän seinem Leutnant noch die nötigen Weisungen für den Nachtdienst erteilte, worauf auch er sich in seine Kabine zurückzog. In der meinigen angekommen, warf ich mich angekleidet, wie ich war, auf einen Divan und versuchte einzuschlafen; allein es wollte mir nicht gelingen, herrschte ja doch eine geradezu erstickende Hitze, die übrigens leicht begreiflich ist, wenn man bedenkt, daß wir uns ungefähr 10 Grad südlich vom Äquator befanden. Endlich nach

langem Hinundhertwälzen auf meinem Lager schlummerte ich ein wenig ein; aber es dauerte nicht lange, so erwachte ich schon wieder, und nun war es mit dem Schlaf überhaupt aus. Ich fühlte weder Ermüdung noch auch Lust zu weiterem Schlafe.

Ich schaute auf die Uhr. Es war beinahe 2 Uhr.

Da ich keine Lust verspürte, mich noch länger in der Schwüle der Kabine aufzuhalten, stieg ich hinauf auf das Verdeck, wo ich wenigstens eine bessere Luft einatmen konnte. Der Himmel war noch immer von dichtem Gewölk vollständig überzogen und selbst das Licht der beiden auf Deck befindlichen, großen Laternen vermochte kaum zur Nothdurft die Finsternis in etwas zu durchdringen. Der wachhabende Schiffsleutnant stand an der Kommandobrücke.

Es war ein junger Mann von kaum 23 Jahren. Erst vor kurzem hatte er die nautische Schule verlassen und machte nun einige Reisen, um sich die nötige Übung und Tüchtigkeit anzueignen und um seine Kenntnisse im Seewesen zu erweitern. Nach seiner Rückkehr in die Heimat wollte er sich ein Schiff kaufen, um dann als eigener Herr die Meere zu durchkreuzen. Ich näherte mich ihm, um mich ein wenig zu unterhalten. Er war außerordentlich freundlich und von liebenswürdigen Umgangsformen.

„Ja, schlafen Sie denn nicht?“ fragte er mich sofort, als er meiner ansichtig wurde.

„Wer kann denn bei einer solchen Schwüle schlafen? — Auch bin ich es übrigens in Folge meines Wanderlebens gewohnt, die Nacht im Freien zu verbringen; hier hat man wenigstens eine etwas angenehmere Temperatur als drunten im engen Raume, wenn sie auch immerhin noch drückend genug ist. Wenn es Ihnen genehm ist, gestatte ich mir, Ihnen ein wenig Gesellschaft zu leisten.“

„Mit vielem Vergnügen. Ich liebe zwar meinen Beruf und bin Seefahrer mit Leib und Seele; das Meer ist mein Freund und ist mir lieber als das Festland; trotzdem aber wird es mir oft recht langweilig, ich muß es offen bekennen, wenn man stundenlang als Wächter an Bord stehen muß. Allein noch viel zuwiderer ist es mir, wenn einem die Passagiere überall hindernd im Wege stehen, oder wenn sie, von der Seefrankheit befallen, das Schiff in ein unreinliches, unappetitliches Lazarett verwandeln.“

„Ein schönes Kompliment für mich,“ unterbrach ich ihn lächelnd.

Der junge Mann erröthete und wollte sich entschuldigen, als wir plötzlich einen fürchterlichen Stoß verspürten. Es hätte uns zu Boden geworfen, hätten wir uns nicht krampfhaft an den Mastbaum angeklammert, in dessen Nähe wir standen. Darauf folgte ein dumpfes Gurgeln und Zischen, dessen Ursache nur allzu klar war: das Schiff hatte ein Leck erhalten und Wasser drang in dasselbe ein.

Infolge der äußerst heftigen Erschütterung des Fahrzeuges wurde es in den Kajüten alsbald lebendig. Rufe des Schreckens und der Furcht erschollen, die Matrosen verließen ihre Posten und gesellten sich zu uns; zwei oder drei, die dienstfrei waren und in ihren Kajüten schliefen, sprangen eilends vom Lager auf, und auch der Kapitän erschien, nur notdürftig bekleidet, auf dem Verdeck. Der Steuermann allein harrete noch auf seinem Posten aus.

„Bringen Sie das Schiff zum Stillstehen,“ rief der Kapitän dem Leutnant zu, der bleich und wie geistesabwesend dastand und sich noch nicht recht des Unglücks in seiner ganzen Größe bewußt schien. Er gab den empfangenen Befehl sofort an den Steuermann weiter — übrigens unnütz, da das Schiff dem Druck des Wassers bereits nicht mehr gehorchte.

„Was ist geschehen?“ fragte der Kapitän.

„Das Schiff fängt Wasser,“ erwiderte ich.

„Benno, geschwind in den Kielraum und schau nach, wo es fehlt! Alle Mann an die Pumpen!“ kommandierte mit fester Stimme der Kapitän. Er hatte seine Ruhe und Geistesgegenwart nicht verloren, wie der junge Leutnant, sondern hatte die gefährliche Lage, in der das Schiff sich befand, alsbald erfasst und traf demgemäß seine Anordnungen.

Wir begannen bereits langsam, aber merklich zu sinken. Ich hatte gleich von allem Anfang an die Hoffnung aufgegeben, daß das Schiff noch gerettet werden könne; der Stoß war ein zu heftiger gewesen. Offenbar waren wir auf ein Korallenriff aufgefahren; aus der Wucht des Stoßes, sowie aus dem lauten, dumpfen Gurgeln des in Menge eindringenden Wassers konnte ich entnehmen, daß das Ärgste zu befürchten stand. Ich entschloß mich darum, vorzusehen für den Fall, daß ich als ein Schiffbrüchiger auf dem Meere umhertreiben oder aber an der unwirtlichen Küste Afrikas landen müßte. Eilends sprang ich hinauf in meine Kajüte, warf meine beiden Gewehre um die Schulter, steckte Munition und die Briefftasche in den wasserdichten Gürtel, während Bündhölzer, Tauschgegenstände, Schokolade, einige Konserven und sonstige Kleinigkeiten in den weiten Stiefelröhren verschwand. Ich stülpte deren Krempe sodann nach oben um und knöpfte sie fest zu, so daß ich hoffen konnte, die Gegenstände auch bei einem etwaigen längeren Verweilen im Wasser vor Nässe geschützt zu erhalten. Das alles benötigte kaum einige Minuten.

Als ich wieder auf dem Verdeck erschien, brachte eben der Matrose aus dem unteren

Schiffsraume die Nachricht, daß das Wasser daselbst bereits einen Meter hoch stehe. Merklich stieg der Borderteil des Fahrzeuges in die Höhe, während der rückwärtige Teil immer tiefer sich senkte. Der Kapitän sah nunmehr ein, daß an eine Rettung seiner „Lisboa“ nicht mehr zu denken war und daß es darum jetzt vor allem galt, die auf ihr weilenden Menschen in Sicherheit zu bringen.

„Die Rettungsboote ins Meer!“ rief er deshalb. „Der Koch möge soviel Speisevorräte mitnehmen, als möglich! Vorwärts! Sputet euch, Jungen! Flink!“

Die „Lisboa“ führte zwei solcher Boote mit sich, eines an der rechten Seite des Schiffes, das andere an der linken. Eiligt machte sich ein Teil der Matrosen daran, das rechts befindliche Boot seebereit zu machen, während andere, denen auch ich mich anschloß, sich anschickten, das linke ins Wasser hinabzulassen. Der Kapitän holte eilends die Schiffskarten, Kompaß, seine Geldbörse u. dgl., um sie in Sicherheit zu bringen. Bald hatten wir unser Fahrzeug losgemacht und es zur Fahrt bereitgestellt. Der Koch warf rasch einige Speisevorräte hinein, damit wir wenigstens für den Anfang vor dem Hungertode gesichert wären. Der Leutnant und zwei Matrosen hatten das Boot bereits bestiegen, während zwei weitere sich eben anschickten, gleichfalls das sinkende Schiff zu verlassen und ihnen zu folgen. Doch ich hinderte sie daran. Ich hatte nämlich bemerkt, wie es den beim rechten Rettungsboote Arbeitenden trotz aller Mühe nicht gelungen war, dasselbe frei zu bekommen. Deshalb forderte ich die beiden auf, ihren Kameraden zu Hilfe zu kommen.

Die Szene, die nun folgte, war schrecklich. Sie wird mir immer im Gedächtnis bleiben. Ringsum herrschte die dichteste Finsternis, nur die beiden Schiffslaternen

warfen ihr spärliches, flackerndes Licht auf das sinkende Schiff und den Menschenknäuel, der sich vergebens abmühte, das rechte Rettungsboot frei zu bekommen. Immer mehr neigte sich die „Visboa“ auf die Seite, so daß es alle Anstrengung brauchte, um sich noch aufrechtzuerhalten. Das Gurgeln des überall eindringenden Wassers, die Schreckensrufe der sich abmühenden Matrosen, in die sich die Zurufe der bereits in dem einen Boote Befindlichen mischten, das herzerreißende Jammern und Weinen des kleinen Kajütenjungen, der auf den Mastbaum geklettert war und von da aus in unaufhörlichen Wehklagen nach seiner Mutter rief; das alles machte diese Augenblicke furchtbar.

Immer tiefer sank das Schiff: der Hinterteil stand bereits unter Wasser und die nassen Fluten umspülten schon unsere Füße. Allein noch immer war es nicht gelungen, das rechte Rettungsboot flottzumachen. Da erscholl der Ruf des Kapitäns: „Rette sich, wer kann! Werst euch ins Wasser!“ — Er hatte erkannt, daß ein längeres Verweilen auf dem Schiffe nun unmöglich wurde; denn hätte er noch länger gezögert, so würde der Strudel, den das versinkende Schiff hervorrufen mußte, sie alle mit sich in den Abgrund reißen. Die Matrosen leisteten dem Befehle augenblicklich Folge, da auch sie das Gefährliche ihrer Lage erkannten.

Ich wartete, bis alle über Bord gesprungen waren, als sich mir der Kapitän näherte, mir die Hand auf die Schulter legte und mich fragte: „Und Sie, mein Herr?“

„Und Sie, Herr Kapitän?“ entgegnete ich.

„Ich muß der letzte sein, der das Fahrzeug verläßt,“ antwortete er pflichtbewußt.

„Dann können wir ja mitsammen in das flüssige Element springen! Möge Gott uns beistehen!“



Ein Sklave, ein reicher und ein armer Mann aus Marokko (Nordafrika).

Wir schickten uns alsogleich an, dem Worte die Tat folgen zu lassen, als eine Kinderstimme an unser Ohr drang, die in jammervollem Tone schrie: „Mutter! Mutter!“ — Wir hielten überrascht inne.

„Der Kajütenjunge!“ rief entsetzt der Kapitän und wandte sich dem Mastbaum zu, an dessen Spitze wir den Burschen sich festklammern sahen.

„Theophil, springe ins Wasser! Mach' geschwind!“

„Mutter! Mutter!“ so tönte es zurück, so herzerreißend, daß es einem ganz wehmütig durch die Seele ging.

„Der Schiffsjunge! Wer rettet das arme Kind? Sollen wir gar keinen Versuch machen, den Knaben zu retten?“

„Springen Sie ins Wasser,“ warf ich dem Kapitän zu, „und retten Sie sich! Den Schiffsjungen aber überlassen Sie mir!“

— Der brave Mann wollte mich hindern mit dem Bedeuten, daß das *jeine* Pflicht wäre, allein ich schob ihn mit sanfter Gewalt beiseite und machte mich sofort ans Werk.

Der Mastbaum stand nicht mehr aufrecht, sondern der Neigung des Schiffes folgend, bildete er mit der Wasserfläche kaum noch einen Winkel von 30 Graden, so daß die Spitzen der Segelstangen schon von den Wellen bespült wurden. Theils kletternd, theils rutschend suchte ich mich dem Mastbaum zu nahen. Es war dies keine leichte Arbeit, da das Verdeck äußerst schlüpfrig und noch überdies so stark geneigt war, daß ich alle Mühe hatte, um nicht auszugleiten. Zudem war mein Gewand ganz vom Wasser getränkt und auch die beiden Gewehre behinderten mich außerordentlich. Aber noch schwerer war es, den erreichten Mastbaum zu erklimmen, um welchen sich das lose Takelwerk und zerfetzte Segel geschlungen hatten; zudem gestattete auch die eigentümliche Stellung des Baumes nicht ein regelrechtes Klettern, sondern ich mußte rittlings auf ihm sitzend vorwärtskommen suchen. Mit einer guten Damaszener Klinge in der Rechten, durchschnitt ich so rasch, als es mir möglich war, die ineinander gewickelten Tauere, während sich die linke Hand krampfhast am Mastbaum festhielt; so kam ich verhältnismäßig schnell vorwärts.

Es waren wohl die kritischsten Augenblicke meines ganzen Lebens, Momente, in welchen sich zu den fast übermenschlichen physischen Anstrengungen auch noch heftige Seelenkämpfe gesellten: auf der einen

Seite das Pflichtgefühl, das mich mahnte, den Kleinen zu retten, auf der anderen Seite der Selbsterhaltungstrieb, der mir ständig auf meine eigene Rettung bedacht zu sein gebot; war ich mir doch der Gefahr, in der ich schwebte, voll und klar bewußt. Das Schiff sank mit unheimlicher Geschwindigkeit, und wenn es mir nicht in den nächsten Minuten schon gelang, das Kind zu retten, so war mein Los besiegt; denn der Strudel des untergehenden Schiffes würde mich unfehlbar mit in die Tiefe zerren. — Doch das Pflichtgefühl siegte. Darum voran!

Die Stellung des Mastbaumes wurde immer horizontaler, das Takelwerk wurde immer verwickelter und verschlungener. Nur mit dem Aufgebot aller Kräfte gelang es mir noch, mir einen Weg hindurchzubahnen und mich dem Knaben zu nähern. Schon war ein Teil des Mastbaumes unter dem Wasser und im nächsten Augenblick mußte auch der Schiffsjunge in den Fluten verschwinden, — und ich mit ihm.

„Mein Gott, hilf mir!“ — Ich schickte ein kurzes, feuriges Gebet zu Gott empor, einen jener Rufe, die der Mensch nur dann zum Himmel sendet, wenn er sich der größten Todesgefahr ohnmächtig gegenüber sieht, wenn menschliche Kräfte versagen und nur Gott allein noch zu helfen imstande ist. — „Mein Gott, hilf mir!“ — Noch eine letzte, fast übermenschliche Anstrengung, abermals rutsche ich ein Stück vorwärts, — da noch ein Ruck und ich vermag nun den Knaben mit der Hand zu erreichen. Ich rufe ihn beim Namen, allein keine Antwort kommt von seinen Lippen. Er ist ohnmächtig, und krampfhast halten seine Arme den Mast umklammert. Ich versuche es mit dem Aufgebot meiner letzten Kraft, ihn loszureißen, allein es will mir nicht gelingen. — Die Kräfte versagen mir; das Wasser reicht mir bereits

bis an die Knie. Da bestürmt mich von neuem die Versuchung, und zwar heftiger als zuvor: „Rette dich und überlasse den Knaben seinem Schicksal! Selbst wenn es dir gelingt, ihn loszubekommen, wirst du nicht imstande sein, ihn mit einer Hand über Wasser zu halten. Es verlangt die Klugheit, daß wenigstens du dich rettest, als daß ihr beide zugrunde geht!“ — Ich schlug die Versuchung aus, machte noch eine letzte verzweifelte Anstrengung, und — dem Himmel sei dafür tausendmal gedankt, — die krampfhaft den Balken umklammernden Hände geben meinem Ruck nach. Ich ziehe den Knaben an mich, versuche wieder eine sitzende Stellung einzunehmen, und überließ mich den Fluten, die mir bereits bis zu den Hüften gingen. Mit dem linken Arm drückte ich den Kleinen fest an mich, während ich mit dem rechten das Wasser teilte.

## II.

### Auf dem Meere.

Raum befand ich mich in dem auf und ab wogenden Wasser, so fühlte ich, daß mir die Sinne zu schwinden begannen. Allein das Bewußtsein, daß, wenn mich der Strudel des untergehenden Fahrzeuges erfäßt, ich fast sicher dem Tode preisgegeben bin, verlieh mir ungeahnte Kräfte. Den Knaben mit der linken Hand fest an mich drückend, arbeitete ich, so gut es ging, mit den Füßen und der freien Rechten, um aus dem Bereich des Strudels zu kommen; — und es gelang, aber es waren furchtbare Augenblicke. Um mich herum sah ich nichts, überall herrschte undurchdringliche Finsternis; hin und wieder vernahm ich heftige Schreie, worunter ich namentlich die Stimme des Kapitäns besonders deutlich zu erkennen glaubte. Es waren Laute der Verzweiflung und unartifizierte

Hilferufe. Auch ich schrie aus Leibeskraft, für mich und meinen Schützling Beistand und Rettung heischend. Andere Rufe, die aus weiter Ferne zu kommen schienen, antworteten. Aber wer hätte mir noch Hilfe bringen sollen?! Die Matrosen waren gewiß schon zum Großteil ertrunken, oder sie befanden sich im günstigsten Falle in der nämlichen Lage wie wir, hatten somit mit sich selbst gerade genug zu tun. Das Rettungsboot, das uns möglicherweise noch hätte helfen können — weiß der Himmel, wo sich dasselbe befand, wenn es nicht schon selbst irgendwo am Meeresgrunde begraben lag. Es wäre übrigens auch nicht einmal imstande gewesen, alle Schiffbrüchigen an Bord zu nehmen, da es nur sieben Personen zu fassen vermochte; ich konnte somit nur noch von Gott Hilfe erwarten. Gefühle der höchsten Angst und Beklommenheit beschlichen mich, wie ich solche noch nie in meinem abenteuerlichen Leben gefühlt hatte. Oftmals schon hatte ich dem Tode ins Auge geschaut und schien nach menschlichem Ermessen meine letzte Stunde gekommen; diesmal aber ward ich von Feinden bedroht, gegen die mir weder Schlaueit, noch Kraft, noch auch meine Waffen helfen konnten; nicht Menschen oder reizende Tiere, nein, die wild aufgeregten Elemente, das Meer stand mir feindlich gegenüber; es war ein ungleicher Kampf, in dem ich sicher den kürzeren ziehen mußte. Ich dachte darum bereits ernstlich an den Tod und suchte mich mit diesem Gedanken vertraut zu machen. — Ich sterbe in den Gewässern von Angola, mitten im großen Weltmeer; das flüssige Element wird mir eine Grabstätte bilden, wo ich den Schlaf der Gerechten schlafen werde. Ich sehe meinen Leichnam bereits am Meeresgrunde zur ewigen Ruhe gebettet, wo Fische ihn neugierig umkreisen, während Korallen in hundertjähriger,

geduldiger Arbeit an seinem Sarge arbeiten, den nie jemand entweihen wird. Ich fühlte ein wehmütiges Empfinden meine Seele beschleichen. Ich dachte an Gott, vor dem ich also schon binnen kurzem erscheinen werde, und suchte meine Sachen mit ihm in Ordnung zu bringen. Ich flehte ihn an um Verzeihung meiner Fehlstritte und um Erbarmen und bat ihn, mich aufzunehmen in das Reich seiner Herrlichkeit. — Dies Gebet, so kurz es war, gab doch meiner Seele den Frieden und die Ruhe wieder. Ich fürchtete nun den Tod nicht mehr. Zwar wäre ich unsagbar gerne in mein theures Heimatland zurückgekehrt, in den Kreis meiner lieben Angehörigen, aber wenn es Gottes Wille ist, daß ich mein Leben einsam und unbeweint in den Wellen des Meeres beschließe, so will ich mich darein ergeben. — Doch wollte ich, solange noch die schwachen Kräfte reichten, wenigstens nichts unversucht lassen. Ich fuhr daher fort, mit kräftigem Arme die Wellen zu teilen, um mich über Wasser zu halten; die Rufe meiner Leidensgefährten, die immer schwächer und schwächer geworden waren, verstummten schließlich ganz. — Was sollte das heißen? Waren meine Schicksalsgenossen bereits tot, oder hatte ich mich von ihnen so weit entfernt, daß ihr Rufen mein Ohr nicht mehr erreichte? Letzteres schien mir nicht wahrscheinlich, also mußte das erstere der Fall sein. Sie waren versunken in dem unheimlichen Elemente und ich schwamm somit über einem Grabe, das, kaum noch geschlossen, sich nach wenigen Augenblicken neuerdings öffnen wird, um auch mich zu verschlingen. Ich schrie von neuem aus Leibeskraft, aber umsonst, niemand antwortete mir. Das Gefühl der Vereinsamung und gänzlichen Verlassenheit, die noch immer herrschende Finsternis, die grabesähnliche

Stille, das alles machte mich mutlos und verzagt. Es kam mir vor, als weilte ich bereits nicht mehr unter den Lebenden, als sei auch ich schon tot und stünde „am traurigen Gestade des Acheron“. Eine unaussprechliche Niedergeschlagenheit bemächtigte sich meiner, ich empfand in mir den lebhaften Wunsch, gleichfalls zu sterben, um wieder vereint zu werden mit meinen unglücklichen Kameraden und mit ihnen zu ruhen auf dem dunklen Meeresgrunde. Ich mußte mir wirklich Gewalt antun, um meinen Kampf mit den Wogen noch fortzusetzen, allein die Kräfte nahmen sichtlich ab: die Waffen, die schweren Kleider, die Last des Armbandes, alles hinderte meine Bewegungen und erschwerte mir das Schwimmen ganz bedeutend. Ich sah den Augenblick mit Riesenschritten herannahen, wo mich das Wasser verschlingen würde. Wieder kam mir die Versuchung, das Rind fallen zu lassen, um mich noch länger über Wasser halten zu können, und wieder bestand ich sie. Ich hätte mich der Gewehre und der Kleider entledigen mögen, aber ich konnte nicht, denn mit der einen Hand hielt ich das Rind, mit der anderen mußte ich suchen, mich schwimmend über Wasser zu halten. Schließlich aber versagten alle Kräfte, ich fühlte, wie ich allmählich sank und wie ich auferstande sei, den Kampf noch länger fortzusetzen: „Mein Gott, ich sterbe! Hilf mir, o Gott!“ Schon drang mir das Wasser in die Ohren, schon spürte ich die Nähe des Todes, schon fühlte ich, wie er mich mit eiserner Gewalt zu sich in die Tiefe zog! — Da, in diesem Momente stoße ich mit der Hand an einen festen Gegenstand! — Es ist ein Balken, wahrscheinlich einer von dem gesunkenen Schiff, der meinen Weg kreuzte.

(Fortsetzung folgt.)

erlebnissen den Nutzen und Segen des Rosenkranzbetens. Das Schriftchen soll jedem katholischen Soldaten, sei er in der Front, im Lazarett oder in der Garnison in die Hand gegeben werden. Es ist wohl der beste und reichhaltigste Feldpostbrief für unsere katholischen Krieger.

**Im Rosenkranz unserer lieben Frau.** Von J. M. Stillfried (Sendbotenbücherei II 3). Verlag Felzian Rauch, Innsbruck. 60 S. 24<sup>o</sup>. Preis 30 Heller — 25 Pfennig. — Ein Rosenkranzbüchlein, geziert mit den 15 Rosenkranzbildern von Meister v. Führich; kurze, schöne Betrachtungen und fromme Meinungen über das Rosenkranzgebet. Wir wünschen das prächtige Schriftchen in die Hand eines jeden Marienkinds, einer jeden Verehrerin der Unbefleckten. Der billige Preis und die schöne Ausstattung eignen es zur Massenverbreitung.

**Die ehrwürdige Mutter Maria Angela vom Kinde Jesu,** Priorin des Karmelittinnenlofters in Vifieux (1881—1909). 132 Seiten, 32<sup>o</sup>, mit 2 Portraitbildchen (50 Pfg.); 60 Heller. Verlag Fel. Rauch, Innsbruck. — Vifieux! Wer denkt bei diesem Namen nicht an die „kleine Heilige von Vifieux“, an „Schwester Theresia vom Kinde Jesu“, deren innige Lebensgeschichte im gleichen Verlag (Preis 30 Pf.), 35 Heller erschienen ist. Das vorliegende, hübsch ausgestattete Büchlein schildert uns das Leben einer Mönchswesler der „kleinen Heiligen“, der ehrwürdigen Mutter Angela, die ebenfalls im Aufe der Heiligkeit im Jahre 1909, 27 Jahre alt, verschied. Auch diese Lebensschilderung, die auf eigenen Aufzeichnungen der Verstorbenen fußt, mutet an wie ein Heiligeneben. Schwester Angela betrachtete sich selbst als eines der „kleinen Opfer der barmherzigen Liebe“, die die sel. Schwester Theresia nach sich zu ziehen versprochen hatte. Wir empfehlen das schön geschriebene Büchlein allen frommen Seelen. Der Preis ist sehr niedrig, die Ausstattung prächtig.

**Einfielder-Kalender für das Jahr 1916.** 76. Jahrgang. In zweifarbigen Umschlag mit Farbendrucktitelbild, zirka 80 Illustrationen, worunter 6 Vollbilder, Wandkalender, Märkteverzeichnis, Preisrebus, 112—128 Seiten, 8<sup>o</sup>. Preis pro Exemplar mit Chromobild 40 Pfennig = 56 Heller = 50 Cents; ohne Chromobild 30 Pfennig = 42 Heller = 40 Cts. Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G.

Einfielder, Waldshut, Obn am Rhein, Straßburg i. El. Der in Tausenden von Familien freudig begrüßte Hausfreund: der alte liebe Einfielder-Kalender besichert uns eine ganze Fülle hochinteressanter und zeitgemäßer Lektüre. Erbauendes und Belehrendes wechseln da in buntem Verein mit bald ernsterer bald heiterer Unterhaltung. Trostvoll und erbaulich zu lesen sind die interessanten Notizen über die kriegerischen Heiligen mit den gediegenen Zeichnungskompositionen, ferner die Artikel „Weihnachtsfriede“, „Ein seliges Sterben“, „Der Papst ist tot — es lebe der Papst“, „Die Päpste sterben — aber der Papst stirbt nicht“ und „Der Weltkrieg: Religiöse Blüten des Schlachtfeldes“. Belehrung bieten: „Schweizerische Gefangenen-Post im Weltkrieg“, „Merkwürdige Jahrhunderttage“, „Der Krieg und seine Mittel in alter und neuer Zeit“, und die „Chronik des Weltkrieges“. Der Unterhaltung sind gewidmet: „Aus dem Tagebuch des Pfarrers von Steinfels“, „Wahrhaftige Geschichte des Theophilus, so anfangs als echter Diener Gottes, darnach als Teufelsknecht und leztlich wieder bekehrt worden ist“ und „Der Mutter Vermächtnis“. Der Bilder Schmuck des Kalenders erfreut Herz und Auge nicht minder als der Text selbst und bürtete sogar den Anspruchsvollsten rückhaltlos gefallen.

Zweites erschien:

### Die vollkommene Reue,

das große Mittel des ewigen Heils.

Ein Seelsorgerbrief von Wilhelm Römer. 16 Seiten, brochiert, Preis 5 Pfg. (50 Stück Mt. 2-20, 100 Stück Mt. 4-).

Der Name des Verfassers bürgt für volkstümliche klare Behandlung des Themas dieser Brochüre, die sich besonders zur Massenverbreitung im Volke und bei den Soldaten im Felde eignet. Die Verbreitung dieses Heftchens ist ein wahres Apostolat der vollkommenen Reue!

Eduard Magers Verlag, Bonnawörth.

**Den Abonnenten der Studentenkreise wird außerordentliche Preisermäßigung gewährt.**

Klöstern und Instituten  
empfehlen wir für ihren Bedarf an  
**Reis, Kaffee und  
Hülsenfrüchten**

die Firma

**Fof. Janaulckek, Wien III**

::

Großmarkthalle

::

**Durch Sand, Sumpf und Wald  
Missionsreisen in Zentral-Afrika.**

Von Franz Xaver Geyer, Titularbischof von Trocmada u. Apost. Vikar v. Zentral-Afrika.

Im Selbstverlage des Verfassers. Adresse: Missionshaus Milland bei Brigen, Tirol. Preis Mt. 8-50 (10 K) mit Postversendung.

# !! Wichtig für Missionsfreunde !!

## Aufstand und Reich des Mahdi im Sudan und meine zehnjährige Gefangenschaft dortselbst.

Von

**P. Jos. Ohrwalder.**

Da von verschiedenen Seiten Nachfragen wegen des Werkes des allzu früh verstorbenen hochw. P. Jos. Ohrwalder an uns gerichtet wurden, haben wir uns bemüht, die noch erhältlichen wenigen Exemplare zu erwerben. Dank dem Entgegenkommen, das wir gefunden, sind wir in der Lage, eine beschränkte Anzahl dieses höchst interessanten Buches zu ermäßigten Preisen abzugeben. Gebunden in Ganzleinen statt K 6.40 (Mk. 5.50) K 5.— (Mk. 4.30); ungebounden statt K 5.— (Mk. 4.30) K 3.50 (Mk. 3.—).

Erhältlich nur noch im

„Missionshaus Milland“ bei Brixen (Tirol).

## Niemand versäume den Beitritt und die rechtzeitige Anmeldung in die St. Josef-Bücherbruderschaft in Klagenfurt (Kärnten).

Die 21. Jahresgabe ist bereits für das Jahr 1916 erschienen und enthält folgende Bücher:

1. **Bunte Bilder aus dem Reiche der Technik.** Ein auch für den kleinsten Mann wertvolles, durch und durch praktisches Buch eines gewiegten Fachmannes.
2. **Die heilige Schrift.** 6. Lieferung.
3. **Bunte Geschichten.** Enthält Geschichten und Bilder von dem jetzigen Kriege.
4. **Ein „Herz-Jesu-Gebetbuch“.** Wird infolge seiner Belehrung und seines reichhaltigen Gebetsteiles allen Mitgliefern besondere Freude machen.
5. **St. Maria- und St. Josef-Kalender 1916.**
6. **Der Roman: „Marienritter“** von Felix Nabor. 60 Heller.
7. **Quer durch Nordamerika.** Reisebeschreibungen. 60 Heller.

Bei beiden Gaben kann das 6. oder 7. Buch (Großtext) auch an Stelle des gebundenen Gebetbuches gewählt werden.

Jede Jahresgabe zu fünf Büchern, das Gebetbuch gebunden, kostet 2 Kronen 40 Heller, das Postporto für die postfreie Zusendung einschließlich der Verpackung 60 Heller. Name, Adresse und Postort sind recht deutlich zu schreiben.

Ist bereits ein Sammler-Mandatar für die Bücherbruderschaft im Bestellorte anwesend, so ist es empfehlenswert, sich bei diesem zu melden, ansonst bestelle man einzeln oder trachtet, selbst eine größere Gruppe von Bestellern zusammenzubringen.

Auch die 20. Jahresgabe ist noch zu haben — sie enthält folgende Bücher:

1. **Die französische Revolution.** Von Franz Zach.
  2. **Die heilige Schrift.** 5. Lieferung.
  3. **Bunte Geschichten.**
  4. **Beten und Leben.** Gebet- und Betrachtungsbuch von P. W. Lerch.
  5. **St. Maria- und St. Josef-Kalender 1915.**
- Außerdem können noch bezogen werden:  
6. **„Des Nächsten Gut“** und **„Auf getrennten Wegen“.** Zwei ergreifende Erzählungen in einem Bande. 60 Heller.  
7. **Über Erziehung und Umgang mit Kindern.** 60 Heller.

### Unentbehrlich für jedes Mitglied der St. Josef-Bücherbruderschaft

ist die Bestellung des Sprachorganes derselben, der Vierteljahrsschrift:

#### „Glück ins Haus“.

„Glück ins Haus“ soll von jedem Mitgliede bestellt werden. Es erscheint viermal im Jahre, jedes Vierteljahr zwanglos ein Heft und kostet für Mitglieder jährlich nur 40 Heller, für Nichtmitglieder 80 Heller. Der erste und zweite Jahrgang kann zu den genannten Preisen noch bezogen werden. Alle Zuschriften, Bestellungen und Geldsendungen hiefür nur an die St. Josef-Bücherbruderschaft in Klagenfurt, Oesterreich.